

Von der deutsch-romanischen Sprachgrenze

Autor(en): **Schwarz, F.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-111721>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der deutsch-romanischen Sprachgrenze.

Von F. W. Schwarz, Zürich.

(Mit 4 Abbildungen.)

Das erste Dorf, das uns auf unserer Bahnfahrt von Chur nach dem Engadin in der räto-romanischen Bauart begegnet, ist Filisur, der schmucke, langgestreckte Flecken am Zusammenfluss der Albula und des Landwassers. Und es lohnt sich, auf der an eine sonnige Lehne gestellten Station den Bahnzug zu verlassen und hinunter zu steigen in den breiten Grund des grünen Albulatales, um dort die die „Engadinerstrasse“ in langer Reihe flankierenden breit gestellten „Engadinerhäuser“ in Augenschein zu nehmen und sich an ihren charakteristischen Partien zu erfreuen. So finden wir hier bereits als Hausschmuck die Sgraffittomalereien, wie sie in ausgesprochen flächiger Technik Tür- und Fensteröffnungen umrahmen und an den Hausecken Quaderpfeiler markieren. Die meisten Häuser weisen in der der Strassenseite zugekehrten Giebelwand die beiden typischen Rundbogenöffnungen des rätoromanischen Bauernhauses auf, von denen die eine ins Untergeschoss, die Cuort, und die andere in den Vor- oder Zentralraum, den Sulèr, führt. Kleine, beinahe quadratische und mit schrägen Flächen in die dicke Mauer eingeschnittene Fenster verteilen sich, den Bedürfnissen der verschiedenen Räume entsprechend, regellos über die Fassade, welche Anordnung eben vom rauhen Bergklima diktiert ist. Da und dort ragt ein zweiseitiger spitzer Erker ein wenig über die Mauerfläche heraus und ermöglicht so den Ausguck strassauf und strassab. Vereinzelt ziert ein stark vorspringendes Gitter in zierlicher Form, hinter dem die Bündnernelke üppig wuchert und blüht. Und zwischen den beiden Rundportalen ladet zumeist die für das Engadinerhaus ebenfalls typische, mit Holz belegte Steinbank zum Ausruhen ein, auf der des Sonntags und beim Abenddämmern die Hausbewohner mit ihren Nachbarn der Unterhaltung pflegen.

Filisur liegt in der Sprach-Kampfzone, die durch das Vordringen des deutschen Idioms der Landschaft Davos in das romanische Sprachgebiet im Tale der Albula geschaffen

worden ist, und so lockt es uns „vor den Toren des Engadins“ einige ethnographische Beobachtungen anzustellen und sie in Wort und Bild festzuhalten. Wir rücken zu diesem Zwecke aber noch etwas talaufwärts und halten im Kirchspiel Bergün-Latsch-Stuls Aus- und Umschau nach Bräuchen und Einrichtungen der sesshaften Bewohner.

Schon in Bergün (romanisch Bravuogn), vor der Eröffnung der Rätischen Bahn ein wichtiger Waren- und Touristenumschlagsplatz und heute eine viel besuchte Kurstation, fällt uns wieder das stattliche rätoromanische Bauernhaus ins Auge, wie es seit Jahrhunderten den Grundstein des schönen Fleckens bildet. Hier halten sich die deutsche und die romanische Sprache die Wage. Unter sich sprechen die Bergüner nur romanisch, im Verkehr mit ihren Gästen aber bedienen sie sich mit Leichtigkeit des Deutschen, und so erreichen auf unserem Gange durch Strassen und Gassen, wie auch bei unserer Siesta in der in Arvenholz getäfelten Gaststube beide Idiome unser Ohr. Und auch auf dem in einem weiten Wiesengrunde angelegten und von einem alten Spitzturm bewachten Friedhof finden wir die Grabinschriften in beiden Sprachen abgefasst. Dagegen ist zwischen den nahen Bergdörfchen Stuls und Latsch die Sprachgrenze sehr scharf gezogen. So predigt der Pfarrer von Bergün den einen Sonntag in Stuls deutsch und den andern in Latsch romanisch; denn in Stuls ist die Verkehrssprache deutsch, in Latsch ist sie romanisch, und doch liegen beide Dörfchen an der gleichen Berglehne in nur halbstündiger Entfernung von einander. Kirche und Friedhof in Stuls tragen deutsche Sprüche; in Latsch sind sie in romanischem Text gehalten. Und fast hat es den Anschein, als ob hier das romanische Element sich im Vorstoss befinde. Denn sind in Stuls die ältern Bewohner nur des Deutschen mächtig, so übt sich die junge Welt auch im Romanischen, und im Verkehr zwischen der Jungmannschaft von Latsch und derjenigen von Stuls wird nur romanisch gesprochen. Alle Häuser der kleinen Dörfchen sind in reinem rätoromanischen Stil gehalten.

Und hier, in 1600 Meter Meereshöhe, gönnen wir uns nun einige Tage, um ein fleissiges Bergvölklein bei seiner strengen Arbeit im Sommer zu belauschen.

Es ist Ende Juli! Die Ernte des Fettheues in den Dorfwiesen ist in vollem Gange. Bei günstiger Witterung soll sie

bis Anfang August beendet sein, da allsdann das Gras von den Magerwiesen in den Maiensässen gedörrt und eingeheimst werden muss. Der Heuet bringt reges Leben ins Dorf. Dann stehen Sulèr und Cuort den ganzen Tag offen, und wir nehmen Gelegenheit uns in diesen wichtigsten Räumen des rätoromanischen Bauernhauses umzusehen. Wie durch einen Tunnel dringen wir durch die tiefer gelegene Türbogenöffnung in die Cuort ein. Hier, im Untergeschoss, finden wir in fast kasematentartiger Anordnung die Viehställe und Düngergruben vor. Diese Räume sind mit dem Hause so eng verwachsen, wie Wohn- und Schlafzimmer, und doch ist für genügende Ventilation und eine gute Isolierung gesorgt. Mit dieser baulichen Anordnung soll bezweckt werden, dass die starken Grundmauern des Gebäudes mithelfen können, zur langen strengen Winterzeit die Stallwärme beisamen zu halten. Durch den obern Türbogen betreten wir den Sulèr, die grosse Wohndiele des Engadiner Hauses, in der im Sommer die Familie ihre Mahlzeiten einnimmt, an den Erntesonntagen getanzt wird und gar vielerlei Gerätschaften und Holzvorräte in peinlicher Ordnung aufgestappelt liegen. Mancherlei Kasten und Nischen flankieren die beiden Wände. Einiges Kleinvieh findet hier seine Unterkunft, und alle Räume des Erdgeschosses münden im Sulèr aus, wie von ihm aus auch eine Treppe in die obern Hausteile führt. Wir wüssten keinen gemütlicheren, intimeren Raum, als den peinlich sauber gehaltenen Sulèr des Engadiner Hauses. Denn welch' interessantes Stück Volksleben spielt sich auf seiner rauhen Diele vom ersten Morgengrauen bis zum Abenddämmern ab, und welch' buntes, die Lebensweise der Hausbewohner illustrierendes Bild, schafft uns die Manigfaltigkeit der zusammengewürfelten Gebrauchsgegenstände! Meistens erhellt nur ein Fenster den Sulèr; von der Strasse aus ist es erkenntlich an seinem stark ausgebauchten, hübsch gegliederten Gitter. Sehr oft ist in den Sulèr ein Vorratskämmerchen, die Chamineda, eingebaut; in diesem kühlen, gepflasterten Raum werden vielerlei essbare Herrlichkeiten aufbewahrt. Das Fenster der Chamineda ist in der Regel mit einem engmaschigen, flachen Gitter ausgerüstet. Und endlich begegnen wir in einer der Strasse abgewendeten Brandmauer dem für das rätoromanische Bauernhaus so charakteristischen Backofen, wie er, auf einigen Holzbalken ruhend, in Halbkugelform in den Luftraum hineinragt.

Nach dieser flüchtigen Besichtigung des einige hundert Jahr alten, und zumeist mit einer Sonnenuhr geschmückten Hauses in Bergün, Latsch und Stuls möchten wir nun auch noch die Bevölkerung bei ihrer Arbeit im Felde belauschen. Es geht gegen Abend. Alle im Dorfe verfügbaren Wagen sind nach den nahen Fettmatten ausgefahren, um das getrocknete Dürrfutter einzubringen. Dabei fällt uns auf, dass das Zugvieh das Joch nicht auf dem Nacken trägt, sondern dass solches an die Hörner gebunden ist, und dass die beidseitigen Zugstricke durch Zugstangen ersetzt sind. Durch diese Einrichtung kann das Zugtier auf steiler oder enger Strasse den Wagen leichter lenken, als mit der lockern Bespannung. Ob aber durch die direkte Vermittlung des Ratterns der Räder auf die Hörner das Tier nicht eine Erschütterung im Gehirn verspürt? Eigenartig ist auch die Belastungsart der schmalen, langen Leiterwagen. Das Heu wird vorerst in grosse Blachtücher gebunden, und es werden alsdann die dadurch gebildeten Ballen auf den Wagen geschichtet. Und nebstdem werden diese Heutücher dazu verwendet, das noch nicht vollständig gedörrte Gras, das über Nacht „geschöchelt“ wird, vor Tau und Regen zu schützen. Dieses Eindecken des Heues mittelst der Tücher geschieht auf folgende Weise: das Tuch wird auf dem Boden ausgebreitet und mittelst faustgrosser Steine an zwei Enden beschwert; alsdann wird das Heu in unmittelbare Nähe des Tuches und zum Teil noch auf diesem selbst zu einem Haufen „geschöchelt“ und mit dem zurückgeschlagenen Tuch bedeckt. Dieses selbst erhält seine endgültige Fixierung durch zwei in den Boden gesteckte kleine Holzspiesse, an die die beiden noch freien Tuchenden straff angebunden werden. So überdecken die gemähte aber noch nicht geerntete Wiese zur Nachtzeit oder bei Regenwetter weiss schimmernde Hügel, die sich aus der Ferne betrachtet wie gebleichte Maulwurfshügel ausnehmen.

Zu Ende Juli ist der Heuet in den „Dorfgütern“ beendigt, und sogleich beginnt die Dürrfutterernte in den „Maiensässen“ und zwar im Val Tisch und in Naz-Preda für Bergün und im Val Tuors für Latsch. In diesen drei Alpengebieten bestehen hübsche Sommerdörfchen, gebildet von solid gebauten, weissgetünchten Steinhäusern, die im untern Stockwerk die Sennhütte mit Käse- und Milchkammer, sowie den Stall mit darüberliegender Heubühne enthalten. Über der Sennerei

liegen ein Gang, die stüva, und die Sennenkammer. Das Dörflein Stuls besitzt keine Maiensässkolonie, da die Bergheuer jeden Abend ins Dorf zurückkehren können. Der Tag des Auszuges in die Maiensässe wird von der Gemeindebehörde festgesetzt. Ihr Anschlag am schwarzen Brett lautet alsdann: *La pasculazium nellas aclas ais libra cols . . . (Datum)* — der Weidgang in den Maiensässen ist frei vom . . . an. Auf den Fremdling, der zum ersten Mal Zeuge des Auszuges in die Maiensässen ist, wirken diese Volksbilder recht erheiternd. Denn in mehreren Fuhren wird die Übersiedelung einer Familie vollzogen, und mit dem unentbehrlichen Hausrat wird alsdann allerlei gackerndes, krähendes, grunzendes, miauendes Kleinvieh in Kisten und Körben mitgeführt. Selbst der Kanarienvogel darf in die „Sommerfrische“. In den Maiensässen muss alsdann das Tagwerk tüchtig ausgenützt werden, gilt es doch neben dem Einheimsen des Bergheues den Viehbestand zu besorgen und die Milch zu verwerten. Aber nach einer Woche strenger Arbeit weiss sich das Bergvölklein auch zu vergnügen. Einige Stunden des Sonntags sind der Lustbarkeit bei Gesang und Tanz gewidmet. Dann besuchen nur wenige Einheimische den Gottesdienst im Kirchlein von Latsch, und der Pfarrer predigt alsdann für die im Bergdörflein weilenden wenigen Kuranten deutsch.

Im September wird in den um die Dorfschaften gelegenen Fettwiesen der zweite Grasschnitt gedörret. Dann sind die Tage schon kürzer, die Nächte kühl und deshalb geht der Dörrprozess ziemlich langsam vonstatten.

Im mittleren Albulatale finden wir bereits den italienischen Gemeindeviehhirten und den Ziegenhirten, die zumeist Bergmasker sind und sich für einen Sommer in einer Gemeinde verdingen. Dann wieder besteht in den meisten Berggemeinden noch die Institution des die Stunde rufenden Nachtwächters. In Latsch wird nur die elfte und die zwölfte Stunde gerufen: *do las ündasch, do las dudasch!* Wie uns ein betagter Einwohner des Dörfleins mitteilte, verband ehemals ein Nachtwächter mit dem Stundenruf noch folgende Mahnung in deutschem Text:

Zwölf Uhr hats geschlagen,
Das tu' ich euch kund,
Gott gebe uns allen
Eine gute Stund.

Zwölf Uhr ist die beste Zeit,
Mensch gedenke der Sterblichkeit.
Menschen Wachen, wird nichts nützen,
Gott tut wachen, Gott tut schützen.

Im Kirchlein von Latsch, das aus dem Jahre 1657 stammt und ein Zeuge der Einführung der Reformation in den Bündner-tälern ist, finden wir am Chorpfeiler folgenden Spruch: Üna lumera a meis peis ais teis pled (Ein Licht zu meinen Füßen ist dein Wort; d. h. Dein Wort ist meines Fusses Leuchte). Leider gehen mancherlei Inschriften, die sich an alten Bündnerhäusern befinden, durch die Witterung nach und nach vollständig verloren; ihrer viele sind bereits heute nicht mehr zu enträtseln, und da meinen wir, wäre es eine dankbare Aufgabe der Heimatschutz- und Volkskundebestrebungen, unverzüglich das Wenige zu retten, das noch zu retten ist. Mit Hülfe des Hausbesitzers war es uns möglich, eine alte stark verwitterte Inschrift, die aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stammen soll, an einem Latscherhaus zu entziffern; sie lautet:

L'Intraer et l'uscir
Voelgiast tü o Dieu bennedir,
La chies' el Possessur
Cunsalva in honur traes ti amur.
Fons' o Dieu impisaer
Chia qui nun vains da' staer
In coel ais l'noas pos
O Jesu fons beos tras de spandros.
(Den Eingang und Ausgang wollest du o Gott segnen,
Das Haus und den Besitzer in Ehren halten durch deine Güte!
Gott lasse uns bedenken, dass wir hier nicht zu bleiben haben,
Im Himmel ist unsere Ruhe, o Jesu mache uns selig durch dich erlöst).

Von Interesse mögen auch einige Inschriften von den Kirchhöfen sein:

Quia reposa in Dieu
(Hier ruht in Gott).
Quia reposa in pesch
(Hier ruht in Frieden).
A bun ans vair
(Auf gutes Wiedersehen).
Que chio eau perdet
Ho Dieu chatto
(Was ich verloren
Hat Gott gefunden).
Beos ils paschaivels els saron nomnos infaunts da Dieu
(Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden
Kinder Gottes geheissen).

Wie in so manchem Alpenwinkel so entbehren auch die Kirchhöfe unseres deutsch-romanischen Sprachgebietes der sorgfältigen Pflege und des Schmuckes. Wohl macht hierin Bergün eine Ausnahme. Die Felder seines Gottesackers sind vom Unkraut gesäubert, und jedes Grab ist mit unbehauenen Steinbrocken, wie es für ein Bergland passt, eingefasst. Allein da die Hügel nur vereinzelte perenierende Pflanzen schmücken, so trägt das ganze Gräberfeld ein etwas kahles Aussehen. Schon anders bieten sich die beiden kleinen, an hoher, steiler Berglehne klebenden Friedhöfe von Latsch und Stuls dar. Hier wuchert das Alpengras dicht und üppig. Und wenn die Halme bis zu Sommermitte kräftig gediehen sind, dann überfluten sie die verblichenen Nummerntafeln, die morschen Einfassungen und die windschiefen Kreuzlein. Nur hin und wieder verleiht der Blumenschmuck eines frischen Grabes dem grünen, wogenden Feld einen bunten Einschlag. Erst wenn zu Anfang August die Sense ihres „Amtes“ gewaltet hat, treten auch die alten Gräber zutage; und dann bemerken wir auch, wie da und dort ein Edelweiss oder eine Hauswurz die Grasnarbe unterbricht und wie doch eine jede Erdwelle recht deutliche Spuren eines einstmaligen Schmuckes aufweist.

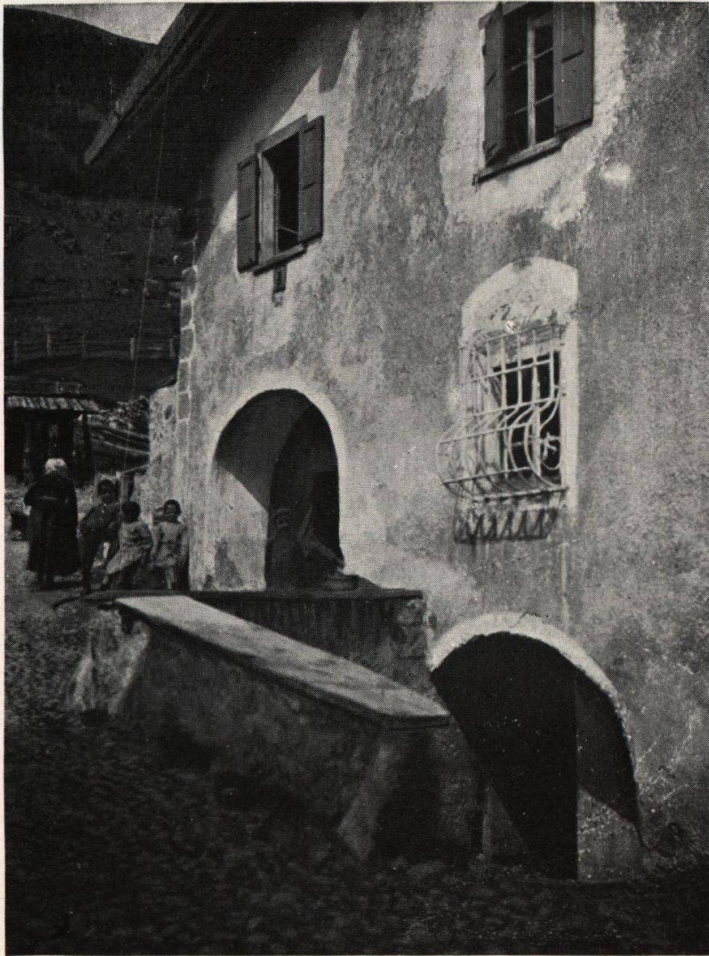


Eine Maiensässfuhr.

Im Hintergrund Haus mit Sgraffittomalereien und den vergitterten Fenstern des Sulèr und der Chamineda



Mit Blachtücher vor dem Regen geschützte „Heuschöchli“



Bauernhaus in Latsch mit den beiden Rundbogenöffnungen des Sulèr und der Cuort und der dazwischen liegende Ruhebank



Backofen des rätoromanischen Bauernhauses

